

neralleutnant Thomas Metz unter Einsatz brutalster Mittel und Bluttaten „auf Katastrophenereignisse“ getrimmt sei.

Terrorismusexperten sind sich nicht einig, ob Sarkawi noch als Gefolgsmann Bin Ladens gelten kann oder längst als ein Rivale agiert aus eigenem Recht. Gemäß seinem wahhabitischen Credo strebt er die Errichtung eines Taliban-artigen, panislamischen Kalifats im Nahen Osten und darüber hinaus an. Die Ermordung von Geiseln sieht er durch das islamische Recht der Scharia sanktioniert, da es „um ungläubige Spione“ gehe.

Arabische Geheimdienste schätzen die Stärke seiner Truppe auf rund 1500 Mann, vorwiegend sunnitische Iraker sowie Mudschahidin-Veteranen aus Afghanistan, Algerien, Syrer, Sudanesen, Jemeniten und Saudi-Araber. Operationsbasis von „Tahwid wa Dschihad“ war zunächst die Rebellenhochburg Falludscha. Doch inzwischen hat die Guerillaorganisation ihren Aktionsradius erheblich erweitert, teilweise im Bündnis mit Saddam-Loyalisten. Neun „Emire“ leiten Einsatzgruppen in einem Streifen von Kanaqin an der Ostgrenze zu Iran quer durch das Sunniten-Dreieck nach Ramadi und bis Latifja südlich von Bagdad. Die schwarzen Banner dieser Islamisten werden inzwischen mitten in der Tigris-Metropole vor brennenden US-Panzern jubelnd geschwungen.

Vorige Woche alarmierte der irakische Geheimdienst westliche Botschaften in Bagdad mit einer Horrorwarnung: Es gebe Hinweise darauf, dass die Sarkawi-Truppe



Italienerinnen Pari, Torretta
Von den Kidnappern verkauft?

einen Großanschlag vorbereite vom Kaliber des 11. September. Entweder in Amerika oder einem anderen westlichen Staat.

Dass der Menschenschlächter Sarkawi in solch ungeheuren Terrordimensionen denkt, glauben jordanische Sicherheitsoffiziere beweisen zu können. Sie vereitelten Anfang des Jahres einen geplanten Anschlag im Zentrum Ammans. Die Explosion von vier Autobomben mit 20 Tonnen Sprengstoff und Giftgas hätte womöglich Tausende Opfer gefordert. Sarkawi wurde als mutmaßlicher Drahtzieher zum Tode verurteilt.

OLAF IHLAU,
ALAA KHALID NASSER, GERHARD SPÖRL

USA

„Dann gibt's eine Tragödie“

Der New Yorker Komiker und Regisseur Woody Allen über Präsident Bush und den Wahlkampf in den Vereinigten Staaten



PABLO SANCHEZ / REUTERS

Filmemacher Allen: „Man muss laut loslachen“

SPIEGEL: Mister Allen, sehen Sie Ihren Präsidenten George W. Bush als komische oder als tragische Figur?

Allen: Bush selbst ist ziemlich komisch. Wenn man ihn reden hört, muss man oft laut loslachen. Sollte er aber wiedergewählt werden, dann gibt's eine Tragödie.

SPIEGEL: Ist das Leben der Amerikaner denn unter Bush so schrecklich geworden?

Allen: Präsident Bush liefert in seiner Person das perfekte Beispiel dafür, dass in einem Meer von Tragödie ab und zu plötzlich winzige Inseln von Komik auftauchen können, so dass wir uns mit Humor erfrischen. Das ist wie ein Glas kaltes Wasser trinken an einem glühend heißen Tag. Denn die Wirklichkeit, von der wir jeden Morgen in der Zeitung lesen, ist einfach schlecht und grausam. Da gibt's keine Schokoladenseite. Leiden erlöst niemanden, nichts können wir daraus lernen.

SPIEGEL: Hat sich das Lebensgefühl in New York seit den Anschlägen auf die Twin Towers dermaßen verändert, dass Sie jetzt alles schwarz in schwarz sehen?

Allen: Nein. Außer einer gewissen Paranoia, welche die Gespräche auf Partys prägt, läuft das Leben wie vorher. Die Leute gehen ins Theater, zum Baseball, füllen die Restaurants. Die meisten der neuen harschen Sicherheitsmaßnahmen spielen im Alltag keine Rolle.

SPIEGEL: Warum haben Sie als Chronist von Manhattan den 11. September bisher nicht in Ihre Filme einbezogen?

Allen: Ich finde einfach politische Themen nicht profund genug, um mich damit als Künstler auseinander zu setzen. Die ganze Menschheitsgeschichte besteht doch aus Morden, nur die Kosmetik, die Dekoration ändert sich: 2001 brachten einige Fanatiker Amerikaner um, und jetzt bringen Ameri-

kaner ein paar Iraker um. Und in meiner Kindheit ermordeten die Nazis Juden. Jetzt schlachten Juden und Palästinenser sich gegenseitig ab. Politik ist auf die Jahrtausende gesehen eine zu flüchtige Angelegenheit, zu unbedeutend, denn alles wiederholt sich. Aber als Bürger gehe ich natürlich wählen.

SPIEGEL: Fühlen Sie sich aufgerufen, im Präsidentschaftswahlkampf mitzumischen?

Allen: Ich habe in den vergangenen Jahren immer wieder

Kampagnen für die unterschiedlichsten Kandidaten gemacht. Das würde ich gern auch für John Kerry tun.

SPIEGEL: Lassen sich die Wähler denn von prominenten Künstlern beeinflussen?

Allen: Wenn Showbusiness-Leute im amerikanischen Wahlkampf Stellung beziehen, scheint das nicht viel zu helfen. In Europa haben die Menschen wohl mehr Hochachtung vor den Künstlern. Wenn sich in den USA dagegen Autoren wie Norman Mailer oder Philip Roth äußern, nehmen nur die Leute das zur Kenntnis, die schon immer deren Ansichten teilten. Davon kommt keine einzige frische Stimme.

SPIEGEL: Auch Argumente – wie die Kriegslüge oder die Schulden aufhäufende Wirtschaftspolitik – zählen da nicht?

Allen: Wer für Bush ist, der will von guten Gründen gegen ihn nichts wissen. „Macht nichts, ich weiß schon“, sagen seine Anhänger, „aber ich mag ihn halt.“ Dabei bleibt's. Ich persönlich mag halt Kerry.

Wenn ich mich auf Wahlveranstaltungen einmische, heißt es: „Na ja, der Woody Allen ist eben ein typischer New Yorker Intellektueller.“ Über das verrückte Hollywood-Völkchen lachen die Wähler der Republikaner nur.

SPIEGEL: Halten Sie es also für wirkungslos, wenn jemand wie Michael Moore einen Dokumentarfilm mit starker politischer Botschaft dreht?

Allen: Moore hat mit „Fahrenheit 9/11“ eine sehr erfolgreiche und gute Dokumentation abgeliefert. Aber das Problem war, dass nur die den Streifen liebten, die wie er empfinden. Ich zum Beispiel. Aber auch Moore gelang es nicht, die Gegenseite zu beeinflussen. Das hat man mit Hilfe von Meinungsumfragen ausgetestet. Hoffnungsloser Fall.

INTERVIEW: HELENE ZUBER